

aufgegeben. „Geld ist nicht alles“, sagt er. „Ich wollte lieber etwas Sinnvolles machen – etwas, das mir persönlich wichtig ist.“

Auch Anthony Forsans gibt sich mit einem vergleichsweise niedrigen Einkommen zufrieden, weil er an seine Sache glaubt. Neun Monate lang haben sein Geschäftspartner und er von einem Gründungszuschuss des Arbeitsamts gelebt, für weitere sechs Monate erhalten sie nun eine Förderung der TU Berlin, die von der EU mitfinanziert wird. „Das reicht für Miete, Wasser und Brot, aber viel mehr ist gerade nicht drin“, sagt Forsans. Der studierte Wirtschaftsingenieur hat bei einem renommierten Beratungsunternehmen gekündigt, um ein neuartiges Schließfachsystem zu entwickeln, das sich über Smartphones steuern lässt und in dem man zum Beispiel seine schmutzigen Hemden ablegen kann, damit sie von einem Mitarbeiter einer Reinigung abgeholt werden. Den ersten Prototypen haben die beiden in einer Werkstatt zusammengeschaubt. Ein paar Tausend Euro aus ihren Ersparnissen hat das Ding gekostet, jetzt ist es bereit zum Ausprobieren.

Auch bei Benjamin Emde ist es der Unternehmergeist, der ihn auf vieles verzichten lässt. Kürzlich hat der 25-Jährige seinen Master in IT-Systems Engineering gemacht, seit ein paar Wochen sitzt er nun als Teil eines fünfköpfigen Teams an einem der Schreibtische und arbeitet am Aufbau einer Website, die Reisenden quer durch Europa dabei helfen soll, möglichst schnell und möglichst günstig von einem Ort zum anderen zu kommen, indem sie gleichzeitig nach Bus-, Bahn- und Flugverbindungen sucht. Programmierer wie Emde sind derzeit gefragt, deshalb hat er in der jungen Start-up-Firma gleich eine Anstellung bekommen; allerdings arbeitet er fast 60 Stunden pro Woche und bekommt dafür deutlich weniger als das Einstiegsgehalt, das in einem großen Software-Unternehmen bei etwa 45.000 Euro im Jahr liegen würde. Emde ist noch so jung, dass er es sich leisten kann, nicht viel zu verdienen. „Es ist ja nicht so, dass ich auf irgendwas verzichten müsste“, sagt er. „Mein Lebensstandard entspricht noch dem eines Studenten, und in Berlin kann man auch mit wenig Geld ganz gut auskommen.“ Viele Start-up-Firmen gibt es nach einem Jahr nicht mehr, doch dieses Risiko geht Benjamin Emde ein. „Bei einem Start-up lernt man als Entwickler viel mehr als in einem alteingesessenen Unternehmen. Wenn ich mich irgendwann mal woanders bewerbe, dann kann ich sagen, dass ich schon mal etwas von Grund auf mit aufgebaut habe. Das ist viel wert.“ ←

Armut, die es nicht ins Heft geschafft hat



Geistige Armut

Lange haben wir darüber nachgedacht, das Thema Armut auch auf andere Bereiche des Lebens zu übertragen. Zum Beispiel auf Komiker im deutschen Fernsehen, die arm an guten Witzen sind. Oder auf die nähere Umgebung unserer Redaktion in Berlin, die definitiv arm an guten Imbissen ist. Auch das langsame Internet schien uns kurzzeitig ein Armutszeugnis für den, äh, Technologiestandort Deutschland zu sein. Zum Glück haben wir uns am Ende das Heft mit solchen Luxusproblemen nicht versaut.



Altkleidersammlung

Manchmal ist das ja so eine Sache mit dem begrenzten Platz in einem Magazin. Wir hätten eigentlich auch gerne darüber berichtet, dass die meisten Kleiderspenden überhaupt nicht in deutschen Secondhand-Läden landen, sondern an Großhändler weiterverkauft werden, die dann wiederum die Märkte in armen Ländern mit unseren alten Klamotten überschwemmen und so der lokalen Textilindustrie Konkurrenz machen. Aber dann musste dieses Thema einem Artikel über die Herstellungsbedingungen von Billigkleidung weichen. So ist das leider manchmal.



Der Absturz einer Insel

Es sah ganz nach einem Paradies aus: In den 1970er-Jahren hatte der Pazifikstaat Nauru kurzzeitig neben Saudi Arabien das höchste Pro-Kopf-Einkommen der Welt. Das lag daran, dass die Insel über große Phosphatvorkommen verfügte, die sich ausbeuten und zu Geld machen ließen. Fortan lebten die Menschen auf Nauru in Saus und Braus. Die Bürger zahlten keine Steuern, Strom und Gesundheitsversorgung waren kostenlos. Man leistete sich bis zu sechs Autos pro Kopf. In den 1990er-Jahren erschöpften sich die Rohstoffe jedoch. Innerhalb kurzer Zeit sank Nauru auf das ökonomische Niveau eines Entwicklungslandes zurück. Es zeigte sich, dass die Gewinne schlecht angelegt waren (unter anderem in eine Reederei, eine Fluglinie und ein Musical in London). Auch wenn Nauru bis heute ein leuchtendes Beispiel dafür ist, wie Bodenschätze zum Fluch werden können (und wir natürlich liebend gerne dorthin gereist wären), fanden wir die Reportagen über das bedingungslose Grundeinkommen in Namibia und den Kupferabbau in Sambia wichtiger für unser Heft.